

RECHEN UND GESCHICHTEN
AUS
JAPAN

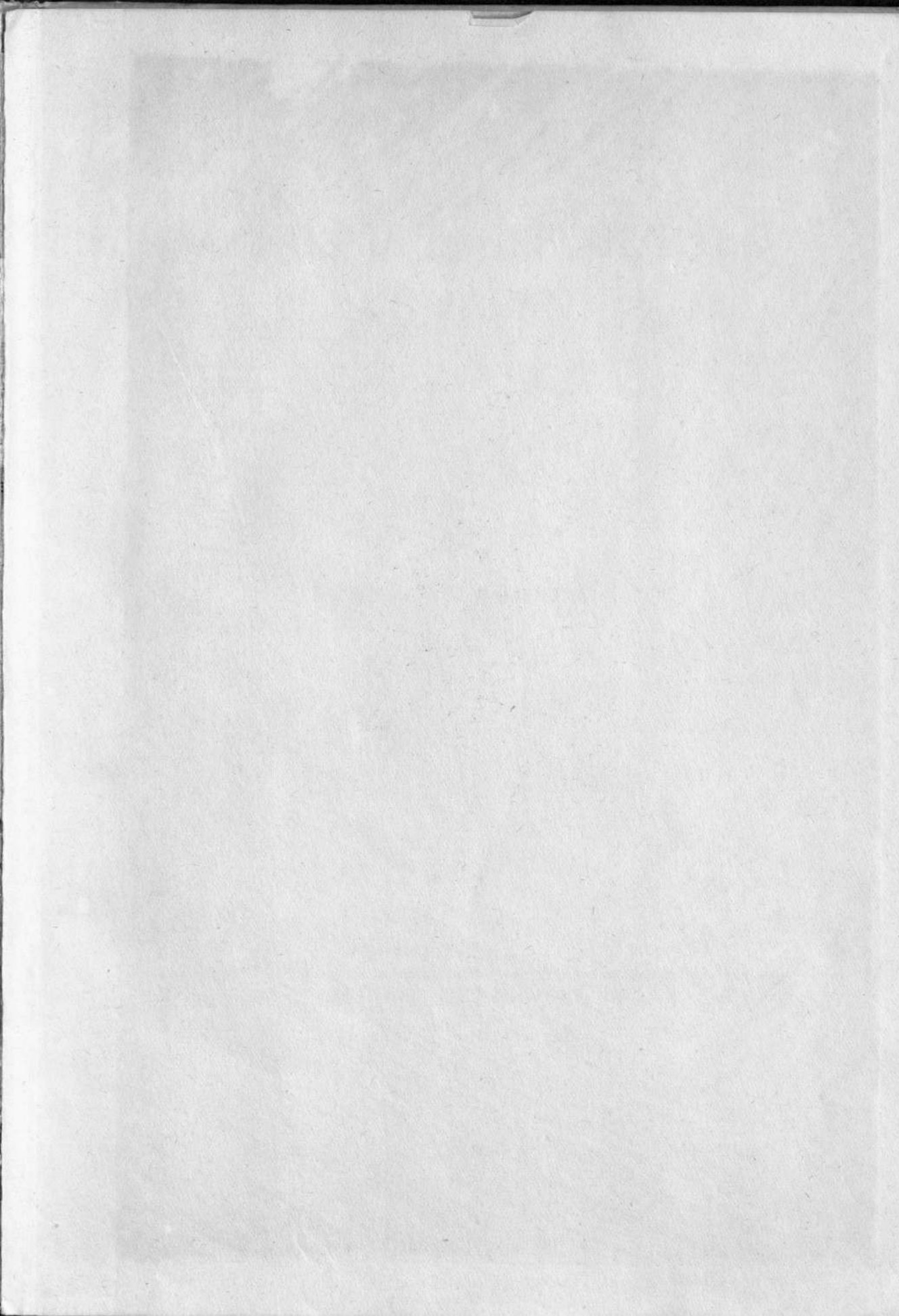


Ex - libris

我 嘅 書



Ellen Hobbs



AMERICAN AND ENGLISH
LITERATURE

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

MÄRCHEN UND GESCHICHTEN AUS JAPAN

VON
HERMANN BOHNER

WEIHNACHTEN 1942

DRUCK DER PEKINGER PAPPELINSEL-WERKSTATT

Inhaltsverzeichnis.

1. *Horchbüchlein*
2. *Die Wildenten und die Schildkröte*
3. *Das Äffchen, das so gerne Wein trank*
4. *Gabelweih, Ise-Krabbe und Tintenfisch*
5. *Kintarô*
6. *Der Sperling mit der abgeschnittenen Zunge*
7. *Mädchen wird Henne*
8. *Affen-Krabben-Krieg*
9. *Momotarô*
10. *Der goldne Vogel*
11. *Die Eule*
12. *Der Weih und der Rabe*
13. *Der Blumenmann*
14. *Schwarzwurzel, Rettig und Rübe*
15. *Däumling*
16. *Der Mann mit der Warze*
17. *Urashimatarô*
18. *Federgewand*
19. *Wespenbräutigam*
20. *Der kluge Rat*

Horchbüchlein.

Das schönste Fest im Lande Japan ist, wenn Neujahr kommt. Die Sonne wendet sich auf ihrer Winterbahn. Und da ist auch im deutschen Land das Weihnachtsfest. Weihnacht und Neujahr gehören nah zusammen. Wenn sich die Sonne wendet, wird es wieder heller, die Tage werden lang, die Nächte kurz, Die Finsternis muß weichen. Das Jahr steigt auf. Ein Neues kommt. Da will der ärmste Mann auch fröhlich sein. Die Tiere selber, sagt man, feiern mit.

Es war einmal ein armer, armer Mann, und Neujahr kam heran; da machte er sich auf in die Stadt, um dort im Tempel um ein gutes neues Jahr zu beten. Als er nun nach der Stadt hin ging und durch die Heide kam, lag da am Weg im Grase Fleisch, und viele Hunde schnupperten da herum und fraßen. Da kam ein kleines mageres Füchslin abseits aus dem Gebüsch hervor, das hatte gar argen Hunger; aber weil so viele Hunde da waren, wagte es sich nicht heran. Das sah der Mann und hatte Mitleid mit dem Fuchs, ging und jagte die Hunde weg, nahm von dem Fleisch und warf es dem Füchslin zu. „So! geh damit!“ rief er ihm zu „fort in den Wald! Für dich ist es nicht gut, da zu bleiben.“ Und damit ging der Mann.

Als der Mann von der Stadt zurück und am Fuße des Kleinreisigstand-Berges (Loshibadachi-yama) vorüberkam, war da das Füchslin und sagte: „Ich habe schon immerfort auf dich gewartet. Komm hierher! komm mit mir!“ und zupfte

am Rockärmel des Mannes und zog ihn fort und weiter fort. „Was soll das? Was willst du mit mir?“ rief der Mann. Aber das Füchlein führte ihn mit sich bis hinter den Berg. Und als sie bis dorthin gekommen waren, sagte der Fuchs: „Jetzt mach einmal einen Augenblick die Augen zu.“ Da machte der Mann die Augen zu. „Jetzt kannst du sie wieder aufmachen!“ sagte das Füchlein. Da machte der Mann die Augen wieder auf. Aber wie erstaunt war er da! Da stand er in einem wunderbar prächtigen Saale. Und ein altes Fuchsenpaar kam und sagte: „Wir danken dir für alle Freundlichkeit, die du heute morgen unserem Söhnchen erwiesen hast! Wir selber sind alt und schwach und können nicht mehr ausgehen. Wenn uns der Sohn nicht immer etwas brächte, könnten wir nicht leben, aber auch er kann nicht finden und bringen, was er gerne möchte, denn er ist halb lahm und kann nicht springen und rennen. Darum hat er oft große Mühe, etwas zu erwischen. Jetzt am schönen Neujahrfeite wären wir ganz verloren gewesen und hätten gar nicht feiern können, wenn nicht du dem Sohn das Fleisch zugebracht hättest. Darum sei dir besonders Dank gesagt! Wir möchten dir ja gerne zum Danke etwas schenken. Aber, wie du siehst, sind wir gar arm und können keine großen Geschenke machen. Aber hier ist dies kleine Büchlein, nimm! das wollen wir dir schenken. Horchbüchlein heißt es oder Büchlein, das die Ohren hören macht (Kiki-Mimi-zôshi). Das lege an dein Ohr und höre! So kannst du aller Tiere Ruf und Sprache hören und verstehen.

Wau! wau! so sagt der Hund — was sagt er nur?

Und miau! ruft die Katze — was will sie? Die Spatzen zwitschern auf dem Dache miteinander — was

erzählen sie sich? Die Schwalbe sagt den Frühling an; der Häher kreischt dem Herbst. Die Eule klagt die ganze Nacht — was klagt sie denn? Der Mond steigt auf; die Glockentierchen klingeln; tausend feine Stimmen singen in der Nacht in Gras und Busch. Leg nur das Ohr ans Buch, so kannst du alles wissen. Hoch in den Lüften ziehen die Wildgänse viel hundert Meilen in die Ferne — sie kennen jeden Berg und jeden See; die höre du erzählen! Der Hahn kräht in der Morgenfrühe — kannst du ihn verstehen? Die Hennen gackern schon. Der Rabe krächzt und streitet mit dem Weih. Die große Krabbe kommt querweg gelaufen und rühmt sich vor dem Tintenfisch. Das kleine Äffchen, kannst du hören und verstehen, wie es zu der Mutter und dem Vater spricht? Und wie du uns, die Füchse, jetzt verstehst, kannst du durchs Horchbuch auch dem Bär, dem Dachs und dem Hasen lauschen und verstehst, was sie in ihrer Sprache sagen. Da kannst du manches lernen und vielleicht dein Glück mit machen. Die Tiere wissen vieles, was kein Mensch mehr weiß.“

So sprachen die Füchse und legten ein Büchlein vor den Mann. Da freute sich der Mann und dankte den Füchsen und nahm das Büchlein. Und darnach wurde er von dem jungen Füchsen wieder zu der Heide zurückgeführt, und von da ging er nach Hause.

Als nun der andere Tag des neuen Jahres anbrach, stand der Mann frühe auf und ging und schaute draußen nach Osten, Westen, Süden und Norden aus. Siehe da saß auf

dem First des Daches seines Hauses ein Rabe. Und von Westen her kam ein anderer Rabe geflogen und rief laut. Da dachte der Mann: „Ich habe doch gestern das Horchbüchlein bekommen; ich will doch sehen, was es für eine Sache damit ist.“ Flugs eilte er ins Haus, holte das Buch und legte es ans Ohr und horchte. Da hörte er, was die Vögel sagten, alles genau, als wären sie neben ihm. „Kaa, kaa! Wie steht's? Was gibt es Neues?“ meinte der eine. „Kaa, kakaa! So Besonderes gerade nicht“, bemerkte der andere. „Nur die Tochter des Edelmannes in der Stadt am Schloßberg ist gar schwer krank. Wenn ihr nicht geholfen wird, steht das Schlimmste bevor. Und die Sache ist doch so einfach. Man braucht nur die und die Arznei mit dem und dem Zeug (und der Vogel nannte alles genau) zusammen kochen und ihr von der Brühe zu trinken geben, so wird alles gut. Was sind doch die Menschen für Dummköpfe, die wissen die einfachsten Sachen nicht. Kaa, Kakaa!“

Der Mann hatte alles gehört und behalten. „Da hab' ich etwas Gutes erfahren! sagte er. „He, Frau,“ rief er, „ich muß in die Stadt und den Wundermann spielen. Die Raben haben mir eben alles erzählt.“ Und er sagte der Frau, was er gehört, und sie brachte die Kleider für die Reise, und er machte sich auf den Weg in die Stadt. Als er nun in die Stadt gekommen war, war das Haus des Edelmannes noch viel prächtiger, als er vernommen hatte. Und die Leute erzählten ihm, wie schlimm es um die einzige Tochter des Edelmannes stünde. Vor dem Hause des Edelmannes war eine Tafel aufgestellt, darauf stand geschrieben: Wer der Tochter aus ihrer Not hülfe, der solle die größte Belohnung bekommen. Im Hause aber wimmelte es von Doktoren und Professoren; es konnte ihr aber keiner helfen. Da trat der

arme Mann in seinem geringen Gewande vor und sprach: „Ich bin gekommen, weil ich die Tafel draußen gelesen. Ich habe ein Mittel, das hilft der Tochter.“ Sie achteten aber nicht auf ihn, weil er so ärmlich daherkam und spotteten alle über ihn: „Was soll solch ein Bauer können?“ Da kam aber der Edelmann selbst und führte den Mann in das große Zimmer. Da ließ der Mann sich einen sechsteiligen Wandschirm bringen und stellte ihn um sich her, ließ ein China-Becken mit Feuer bringen und ein Gefäß mit Wasser, nahm die Sachen, die er, wie sie der Vogel genannt, mitgebracht hatte und kochte sie, und als er nun der Tochter von der Brühe zu trinken gab, da war mit einem Mal alle Not vorbei.

Da war im Haus des Edelmannes Freude und Jubel. Von den Doktoren und Professoren aber schlich einer nach dem andern verstohlen davon, ohne ein Wort zu sagen. Der Edelmann aber gab dem armen Mann zum Danke den allerhöchsten Lohn: Gut und Geld und Kostbarkeiten. Da kehrte der Mann reichbeladen nach Hause zurück und lebte sehr glücklich. Da konnte er vor Freude und Lust wohl die Muscheltrompete blasen, und das tat er auch.

Die Wildenten und die Schildkröte.

Die Schildkröte lebt langsam, wächst langsam; darum lebt sie auch sehr lange; die Leute sagen, sie lebt tausend Jahre, ja zehntausend Jahre, und einige sagen, sie lebt ewig. Darum ist die Schildkröte immer ein glückliches Zeichen.

Die Schildkröte geht langsam, darum kommt sie auch nicht weit in die Welt. Es war einmal eine Schildkröte, die lebte bei einem See und hatte doch so gern einmal den See des Nachbarlandes gesehen. Da beriet sie sich mit den Wildenten, die immer weither geflogen kamen und die weite Welt kannten. Da sagten die Wildenten. „Gut! Wir nehmen dich mit! Wenn du unterwegs nur das Maul hältst, ist das eine Kleinigkeit.“ Und zwei Wildenten nahmen einen Zweig und hielten ihn mit ihrem Schnabel, die eine rechts, die andere links, in der Mitte aber hielt sich die Schildkröte mit ihrem Maule. „Also jetzt! Nur nicht quasseln! Sonst kostet dir's das Leben!“ riefen die Enten und flogen mit ihr empor. Da schwebten sie hoch über Bäume und Berge, über Städte und Dörfer, über Flüsse und Brücken, hoch durch die Luft. Da kamen sie über eine Wiese, da spielten viele Kinder, große Kinder und kleine Kinder und ganz kleine; als die die Schildkröte mit den Enten in der Luft sahen, streckten sie alle die Köpfe hoch. „Huh, wie sie baumelt!“ riefen die Kinder, „ist die denn auch ein Vogel geworden und will fliegen?“ Das ärgerte die Schildkröte, sie vergaß alles und schrie zornig: „Nur nicht quasseln! Dumme Dinger ihr!“ Da hatte sie aber selber gequasselt! Platsch! fiel sie herunter und schlug auf den Boden, daß es nur so krachte.

Das Äffchen, das so gerne Wein trank.

Es war einmal eine Affenfamilie, ein Affenvater, eine Affenmutter und ein kleines Äffchen. Das kleine Äffchen trank so gerne Wein. Der Jäger aber wußte das und stellte ein großes Faß voll Wein in die Berge. „Die Alten“, dachte der Jäger, „werden ja nicht kommen und trinken; sie sind klug und wissen Bescheid. Das junge Äffchen aber ist noch dumm und weiß von meinem Wein noch nicht so viel; das kommt gewiß.“ Das Äffchen, das in den Bergen spazieren ging, sah das große Faß und kam voller Freude nach Hause gesprungen. „Ein ganzes Faß voll Wein!“ rief es. Die Eltern aber warnten und sagten: „Der Jäger weiß, daß du so gerne Wein trinkst. Trink nicht davon! Sonst ist es dein Tod.“ „Aber riechen darf ich doch daran?“ sagte das Äffchen, „ich möchte ja nur den schönen Duft des Weines riechen.“ „Wenn es nur das ist,“ sagten die Affeneltern, die ihr einziges herziges Affenkindchen so über alles liebten, — „das kannst du schon tun; das können wir dir schon erlauben. Aber gewiß: nur riechen! Nichts weiter.“ Da ging das Äffchen und roch den Duft des Weines, und eilig kam es wieder gelaufen und rief: „Nur den Finger hineintauchen und daran lecken möcht ich!“ Und Affenvater und Affenmutter konnten in ihrer Affenliebe dem herzigen Äffchen das nicht verwehren. „Aber versprich uns, daß du gewiß nur den Finger hineintauchst und daran leckst! Trinken darfst du nicht! Trinken, das wäre der Tod.“ Da ging das Äffchen und tauchte den Finger in den Wein undleckte daran. Da war der Wein so süß und schmeckte; da tauchte es wieder den Finger hinein und

8 DAS ÄFFCHEN, DAS SO GERNE WEIN TRANK

leckte und schleckte; da wurde es lustig vom Wein, sprang und lachte, tauchte wieder den Finger hinein und lachte, immer lustiger, immer mehr. Da vergaß es zuletzt ganz, was Vater und Mutter gesagt, sprang mitten hinein ins Faß und trank den Wein ganz und gar aus, taumelte trunken umher, rollte ins Gras und sank in schweren Schlaf. Da kam der Jäger und fing das Äffchen. Da muß es jetzt wohl an der Kette tanzen oder traurig machen, was die Leute von ihm wollen. Oder hat der Jäger ihm gar das Fell vom Leibe gezogen und ihm den Garaus gemacht?

Gabelweih, Ise-Krabbe und Tintenfisch.

Es war einmal ein Gabelweih-Vogel; der rühmte sich, dass er der allergrößte wäre; es gäbe nichts Größeres als ihn, den großen Vogel. Eines Tages ließ sich der Gabelweih am Meeresufer auf einem Baum (wie er dachte) zur Rast nieder. Da fing auf einmal der Baum an sich zu drehen und zu bewegen. „He!“ kreischte der Weih, „was ist denn? Ich falle so ja herunter!“ „Mußt du dich denn gerade auf ein Haar meines Bartes setzen?“, tönte da eine Stimme aus dem Wasser. Das war die große Ise-Krabbe, die hatte so gerufen. Da floh der Weih erschrocken; die große Krabbe aber lachte hinter ihm her: „Du könntest es mir doch lassen, daß ich am allergrößten bin“, und so kroch sie davon.

Und wie sie eine Weile gekrochen war, war da eine Höhle, recht schön und weit, und die Ise-Krabbe kroch da hinein, und machte es sich bequem, und wollte gerade anfangen, sich ganz behaglich auszuruhen, da fing die ganze Höhle an sich zu drehen und um und um sich zu bewegen. „He!“ rief die Krabbe, „was ist denn? Es dreht sich mir alles vor den Augen.“ — „Mußt du dich denn gerade in meinem Nasenloch ausruhen, daß es mich kitzelt?“ prustete der Tintenfisch und schnäuzte sich. Da sauste die Krabbe heraus und schlug im Laufen auf eine Felsenkante. Daher sind sie auch heute noch immer so gekrümmt.

Kintarô.

Kintarô (zu Deutsch Goldbub) war ein gar starker Knabe. Schon als Kind bewies er seine starken Kräfte. Noch konnte er nicht gehen und stehen. Aber schon auf dem Boden kriechend, zog er den großen schweren steinernen Mörser, darin man im Hause den Reis zu stampfen pflegte, ohne große Mühe hinter sich her.

Als Kintarô größer geworden war, ging er in die Berge, und die Tiere des Waldes und Feldes kamen und lebten mit ihm; der Hirsch kam, und er ritt auf dem Hirschen; der Hase kam, und er lief mit dem Hasen um die Wette; der Affe kam, und er kletterte mit dem Affen auf die höchsten Bäume; der Fuchs kam, und er ging dem Fuchse nach in dessen Bau; der Dachs kam, und er streifte mit dem Dachse durchs Gebüsch; der Bär kam, und sie wurden gute Freunde; alle Tiere kamen, und er kannte sie alle mit Namen und befahl ihnen und sie gehorchten. Und an einem freien Tage bei dem allerschönsten Wetter kamen sie alle zum Feste auf der Bergeshalde zusammen in Friede und Eintracht, und zur Feier wurde ein großes Ringen abgehalten. Da rangen die Tiere miteinander, die kleinen, die mittleren und die großen. Da rang Kintarô mit dem Bären. Das war ein harter Wettkampf, und beide strengten alle Kräfte an. Aber zuletzt, plumps, fiel der große dicke Bär rücklings auf den Boden, und alle riefen:

„Gewonnen so
Hat Kintarô!
Er ist der Sieger!“



Da war ein großes Siegesfest. Es wurde geschmaust, gegessen und getrunken, gehüpft und geklettert, geschwommen und getanzt. Und alle kehrten fröhlich nach Hause. Da kamen sie an eine tiefe Schlucht mit steilen Felsenwänden, und keine Brücke ging hinüber, und unter brauste und donnerte das tiefe wilde Wasser. Was sollte man nur tun?

Da riefen die Tiere:

„Kintarô!
Kintarô!
Wo nur, wo
Ist Kintarô?“

Da hörten sie es aus dem Walde rufen:

„Da bin ich, da!
Ich komme ja!“

Und schon erschien Kintarô und trug einen großen Baumstamm auf der Schulter; den legte er über die Schlucht hinüber. Da waren alle Tiere froh und gingen hintereinander über Kintarô's Brücke. Als sie aber weitergezogen waren, hörte man wieder Stimmen rufen.

„Wo nur, wo
ist Kintarô?“

Das waren die Eltern, die riefen. Denn ein berühmter Held namens Minamoto Yorimitsu war auf dem Wege von dem Lande Kazusa, wo er regiert hatte, zurück in die Hauptstadt, und Kintarô sollte ihm begegnen und mit ihm in die Hauptstadt ziehen. Da nahmen die Tiere alle Abschied und riefen:

„Ziehe deines Weges froh,
Starker, guter Kintarô!
Kommst du in die Hauptstadt dann
Werde ein berühmter Mann!
Werde du der starke Held,
Welchen rühmt die ganze Welt!“

Da zog Kintarô in die Hauptstadt und wurde ein berühmter tapferer Held.

Der Sperling mit der abgeschnittenen Zunge.

(Shita-kiri-suzume)

Vor alten Zeiten lebte einmal ein Mann und eine Frau. Eines Tages, als der Mann wie immer in den Wald ging, Holz zu holen, hörte er ein Vögelchen rufen. Das rief und schrie so kläglich. Da ging der Mann hin. Da war ein Sperling, der war verletzt und konnte nicht mehr weiter. Da hob ihn der Mann auf, nahm ihn mit sich nach Hause, hegte und pflegte ihn. Als der Mann andern Tages wieder in den Wald gegangen war und die Frau beim Brunnen Wäsche wusch, hatte sie Stärke, wie man sie zum Waschen braucht, in einem Schüsselchen neben sich stehen. Der Sperling, der Hunger hatte, kam herangehüpft, und als die Frau einmal gerade sehr emsig wusch, leckte er ein wenig mit der Zunge an der Stärke. Die Frau aber mochte den Sperling nicht leiden. Da wurde sie zornig und sagte: „Das sollst du mir büßen!“ nahm die Schere und schnitt dem Sperling die Zunge ab und jagte ihn mit bösen Worten davon.

Da kam der Mann nach Hause und fand sein liebes Vögelchen nicht. Da suchte er es überall, rief und suchte, aber es kam nicht. „Der hat mir die Stärke rein weggefressen“, sagte die Frau, „da hab’ ich ihm die Zunge abgeschnitten und ihn fortgejagt.“ Da erschrak der Mann sehr und klagte um sein armes Vögelchen. Wie sollte er das nur wieder gut machen?

Da ging er in den Wald, den Sperling aufzusuchen. „Wo wohnt er nur? Wo wohnen die Sperlinge?“ dachte und

fragte er. Da rief er immerfort nach dem Sperling. Da kam der Mann in einen dichten großen Bambushain. Da rief es ihm auf einmal entgegen:

„Hier, hier
wohnen wir.“

Da war da das Sperlingshaus. Das war so schön und herrlich, daß der Mann es sich nicht schöner denken mochte, und alle waren so freundlich zu ihm. Die alten Sperlinge dankten ihm, daß er den kleinen Sperling gerettet und gehegt und gepflegt. Da wurde ein großes Gastmahl bereitet, und es gab köstlich zu essen und zu trinken. Und dem Manne zu Ehren wurde ihm der berühmte Sperlingstanz von den schönsten Sperlingen vorgeführt. Und dem Manne gefiel das so gut, daß er laut vor Freude in die Hände klatschte. Und zum Abschied brachten die Sperlinge noch zwei große aus Flechten geflochtene Truhen herbei, eine leichte und eine schwere. Da sollte der Mann wählen, welche er wolle. Da war der Mann höflich und bescheiden und sagte: „Ich habe schon so viel Gutes hier bekommen, Speise und Trank und köstliche Bewirtung, und den schönen Tanz habt ihr mir auch vorgeführt, — ich will die leichte Truhe nehmen.“ Da kehrte er mit der leichten Truhe nach Hause zurück. Als er sie aber aufmachte, war sie voll lauter Gold und Edelsteinen.

Das sah die Frau und wollte auch gern Gold und Edelsteine haben. Da ging sie auch, die Sperlinge zu besuchen und fand sie endlich im Bambusbusche. Da mußte sie aber schon merken, was sie getan, und daß die Sperlinge das wußten, und ihr war nicht recht froh zumute. Obwohl die Sperlinge zu ihr nicht unfreundlich waren, traute sie doch nicht recht.

Am Ende brachten die Sperlinge wieder zwei Flechtentruhen herbei, eine leichte und eine schwere, und sagten, sie solle wählen und eine Truhe als Abschiedsgeschenk mitnehmen. Da dachte die Frau in ihrer Habsucht und Bosheit: „Je mehr, desto besser! So leicht komm' ich auch nicht wieder her!“ und nahm die schwere. Als sie sie zu Hause aufmachte, da kamen lauter gierige Gespenster, Teufel, Drachen, Schlangen und Unholde hervor, rissen sie an den Haaren, verrenkten ihr die Arme, sogen die Milch aus ihren Brüsten, kratzten ihr überall die Haut auf, daß sie vor Schmerzen umsank.

Welche sagen, sie starb daran; andere sagen, sie habe sich all die bittere Erfahrung zu Herzen genommen und sich eine Lehre daraus gezogen und sei von da an ganz anders, nämlich gut und barmherzig geworden, auch gegen die Vögelchen, und habe mit ihrem Manne, der durch die Schätze, die er bekommen, so reich geworden, lange und glücklich gelebt.

Mädchen wird Henne.

Es war einmal ein Mädchen, jung und schön, das ging, Holz zu lesen, in die Berge. Als sie nun immer tiefer hineinging, sah sie mit einem Male ein prächtiges Haus; das hatte sie zuvor noch nie gesehen. Das kam ihr doch merkwürdig vor, und sie ging hin, zu sehen, was es damit sei. Da war in dem Hause eine Frau, die sagte: „Zur guten Stunde bist du gekommen. Bleibe nur hier! Ich will gerne ausgehen. Du kannst dir ja unterdessen das Haus ansehen.“ Sieh nur alles an, Gemach für Gemach! Nur das dreizehnte sieh du nicht an! Unter keinen Umständen!“ Noch einmal warnte sie und sagte: „Nur das dreizehnte nicht! Unter keinen Umständen!“ und damit ging sie.

Das Mädchen dachte zuerst: „Dann will ich lieber mir gar nichts ansehen und ganz still hier warten.“ Aber die Frau blieb so lange weg und das Haus war so schön und groß. Gerade ein solches Haus hatte sich das Mädchen doch immer gewünscht. Da fing das Mädchen an und besah sich das Haus. Da waren Stallungen für Pferde und Kühe; da war ein Raum für Pflug und Sichel und anderes Ackergerät, und was für gute Geräte und wie viele waren da! Damit ließ sich leicht Acker und Feld bestellen. Da war die Küche, sauber und groß, und alles darin zum Kochen, Backen, Spülen und Trocknen! Da war das Bad; eine Königin konnte es nicht schöner haben. Da war das Wohngemach, groß und weit; und alles von edelstem Holze! Da waren Gemächer mit Eßtischen aus kostbarstem Rotlack und Eßschalen und Teller aus gleichem seltenem Lacke. Da war ein Gemach

mit Goldwandschirmen und China-Kupfer-Becken. Da war ein Gemach aus lauterem Golde. Da war ein Gemach, gehäuft die Wandschränke voll mit feinsten Tuchen und Gewändern, und wieder eines mit Betten und Decken und Kissen prächtigster Art, schier unzählbar. Da sah sich das Mädchen alles an und indem sie einem Raum nach dem anderen beschaute und zuletzt auch den zwölften betrachtet hatte, war sie, ehe sie sich's versah, an die dreizehnte Tür gekommen. „Ach!“ dachte sie, „was wird da für Herrlichkeit drinnen sein!“ und schon hatte sie aufgemacht und stand darin. Da waren da Hahn und Hühner und im Nu war sie selber zur Henne geworden. In dem Augenblick kam die Frau des Hauses zurück und rief: „Du solltest doch da nicht hineingehen! Ich hab' es dir doch deutlich genug gesagt. Nun bist du eben zur Henne geworden, und niemand kann mehr etwas daran ändern. Gackere nur zu!“

Affen-Krabben-Krieg.

Der Affe und die Krabbe trafen sich einmal, der Affe hat einen Kern von einer süßen Persimone gefunden, die Krabbe hatte einen Kloß. Der Affe sah den Kloß und wollte ihn haben. „Tausche mit mir!“ sagte er zur Krabbe. Die Krabbe aber dachte: „Der Kloß ist viel besser; der stillt mir den Hunger“ und sie wollte nicht tauschen. Der Affe aber sagte: „Was nützt dir der Kloß? Wenn du den gegessen hast, ist es gleich aus und vorbei. Den Kern aber kannst du stecken, da wächst ein ganzer Baum daraus mit lauter süßen Früchten, da kannst du dein Leben lang davon essen, du und deine Kinder, und eßt sie doch nicht alle auf.“ Daran hatte die Krabbe auch noch nicht gedacht; „es ist klüger“, meinte sie jetzt bei sich selber, „es ist klüger, man denkt auch an die Zukunft und sorgt vor.“ Der Rat des Affen gefiel ihr; sie tauschte mit dem Affen, gab ihm den Kloß und nahm dafür den Kern; den steckte sie in die Erde und pflegte und hegte ihn. Da keimte er, wuchs und wuchs, und wurde ein schöner Baum, an dem die herrlichsten Früchte hingen. Der Affe hatte aber wohl gewußt, warum er der Krabbe zu dem Kerne geraten. Die Krabbe konnte ja nicht auf den Baum klettern und die Früchte holen. Das konnte nur der Affe. „Das sind ja herrliche Früchte“, sagte er. „Sie sind aber so hoch droben“, meinte die Krabbe. „Ich hole sie dir herunter“, rief der Affe, und ohne zu fragen, ob die Krabbe das auch wolle und erlaube, kletterte er auf den Baum hinauf und pflückte von den Früchten und ließ sie sich herrlich munden. Es war, als hätte er ganz

vergessen, was er gesagt hatte, daß er nämlich der Krabbe die Früchte herunterholen wolle. Die Krabbe saß unten und hatte das Zusehen. „Gib mir Früchte!“ rief sie jetzt; „es ist nicht dein Baum und sind nicht deine Früchte. Du bist auf den Baum gegangen, mir die Früchte zu holen.“ So schalt die Krabbe und verlangte von den Früchten. Da nahm der Affe solche, die noch hart und unreif waren, und warf die Krabbe damit, so daß ihr ganzer Leib zerschlagen und zerschunden wurde, und sie sich vor Schmerzen in ihre Höhle verkroch. Da kamen der Krabbe Freunde und Verwandte, sie zu besuchen und nach ihr zu sehen. Da hörten sie, was der Affe getan. Da wurde beschlossen, die Sache blutig zu rächen und gegen den Affen zu Felde zu ziehen.

Als nun die Krabbe Kriegsrat hielt, stellten sich der Mörser und der Schlegel, die Wespe und das Ei ein, und ein vortrefflicher Kriegsplan wurde erfunden. Der Affe war doch so klug! Mit seiner Klugheit mußte man ihn anführen. Es wurde beschlossen, Boten zu ihm zu schicken und ihm sagen zu lassen: „Ihr seid ja viel klüger als wir, und stärker an Macht, wir sehen das wohl ein; wir wollen Friede machen und bitten um Waffenstillstand. Unserer Krankheit halber bitten wir, gütigst, sich in unsere Höhle bemühen zu wollen.“ So wurde der Affe, der auf dem Baum gesessen, mit List in die Höhle der Krabbe gelockt. Er wurde sehr höflich empfangen, und der Ehrensitz am Feuerbecken wurde ihm angeboten. Es war ein wenig kalt in der Höhle unter der Erde; den Affen fror; und nichts ahnend stocherte er mit den Eisenstäbchen, die beim Feuerbecken waren, in der Asche des Beckens herum. Da bautz! platzte das Ei, das sich in der Asche verborgen hatte, und verbrannte ihm den Arm. Als der Affe laut schreiend vor Schmerzen zum Was-

serfasse lief, dort die Wunden zu kühlen, fuhr die Wespe auf ihn, die sich dort versteckt hatte, und stach ihn. Und als er nun schreiend zum Hintertore hinauswollte, sauste der Schlegel, der dort war, auf ihn zu; der Mörser rollte vom Tore herab und zerschlug den Affen, daß er sich nicht erheben konnte. Da kam die Krabbe mit den Scheren herzu, und mit ihren Scheren zerschnitt sie den Affen ganz und gar.

Momotarô.

(Der Pfirsichheld).

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der Mann ging wie immer in die Berge, Holz zu sammeln; die Frau ging an den Fluß, die Wäsche zu waschen. Da kam ein großer Pfirsich angeschwommen; da sang die Frau:

„Heran! heran! heran!
Sieh nur das Wasser an!
Da drüben ist es trüb!
Hier ist es klar und tief!
Hier hast du schöne Bahn!
Heran! heran! heran!“

Da kam der Pfirsich wie von selber herangeschwommen; da faßte ihn die Frau; kaum konnte sie ihn heben, und nur mit Mühe trug sie ihn nach Hause. „Das wird ein Schmaus sein für uns arme Leute“, sagte sie „für meinen Mann und mich.“ Da kam auch schon der Mann nach Hause, das Reisigbündel auf dem Rücken. Als sie nun den Pfirsich aufschneiden wollten, vernahmen sie ein feines Stimmchen aus dem Pfirsich her:

„Hört auf ihr! schneidet nicht!
Ich komm' von selbst ans Licht!“

Da standen sie jetzt verwundert und siehe, da platzte der Pfirsich von selber entzwei und heraus kam ein schöner kleiner Knabe. Da freuten sich die Alten sehr und weil er aus dem Momo, dem Pfirsich gekommen war, nannten sie ihn Momo-tarô, den Pfirsichknaben, den Pfirsichhelden.

Der Knabe wuchs und wuchs, und wurde groß und stark. „Der wird gewiß einmal die Teufel besiegen, die uns so viel Leides antun, und derer noch keiner Herr geworden ist,“ sagten die Leute. Und als Momotarô ein stattlicher junger Mann geworden war, da zog er aus, die Teufel zu besiegen. Das Teufelsland war ferne über See. Da gaben ihm die Alten allerbeste Hirseklöße als Wegezehrung mit. Als nun der Held auf dem Wege war, kam der Fasan geflogen und bat um einen Kloß. Da gab ihm der Held einen und dafür zum Danke zog der Fasan mit dem Helden. Der Hund kam und dann der Affe; sie baten jeder um einen Kloß, und sie bekamen einen und zogen mit dem Helden. Als sie nun nach dem Land der Teufel kamen, war da Burg und Tor verrammelt. Momotarô schickte den Fasanen aus, das Tor zu öffnen. Da flog der Fasan über das Tor hinein und öffnete es. Da entstand ein wilder Kampf. Der Hund aber biß die Feinde in die Beine, daß sie nicht mehr stehen konnten; der Affe zerkratzte ihnen das Gesicht, daß sie nicht mehr sehen konnten. Da sanken die niederen Teufel um oder wichen zurück. Der Oberteufel aber war noch immer nicht verletzt. Mit rasendem Gebrüll schwang er jetzt die ungeheure Keule, Momotarô zu erschlagen. Der aber war behend und wich gewandt den Schlägen aus, und plötzlich schmettete er mit einem Schlag den große Teufel zu Boden. Da gaben sich die Teufel alle besiegt. Mit Schätzen reich beladen, kehrte Momotarô zurück; der alte Mann, die alte Frau und alle Leute freuten sich.



Der goldene Vogel.

Es war einmal ein Bauer, der ging zu einem Tempel über Land. Da kam er an einem Wasserfall vorbei, da war ein tiefer Strudel zwischen Felsen. Da tauchte eine schöne Nixe aus dem Wasser heraus und rief den Bauern an und sagte: „Ach, sei doch so gut und nimm mir diesen Brief mit. Da weiter oben ist der Weichenfurtstrudel; das Wasser zwischen hier und dort ist zur Zeit zu niedrig, so daß ich nicht hinauf kann. Gib diesen Brief dem Herrn des Weichenfurtstrudels. Er wird es dir gewiß gut lohnen.“ Da sie so freundlich bat, und lieblich dazu lächelte, willigte der Bauer ein und nahm das Schreiben mit. Als er an den Weichenfurtstrudel kam, hatte er freilich erst große Mühe, den Herrn des Strudels zu finden und hervorzurufen. Denn leicht zeigen sich die Wasserwesen den Menschen nicht. Aber zuletzt erschien doch der Wassermann, der Bauer übergab ihm den Brief. Der Wassermann las ihn. Etwas gar Schönes muß in dem Brief gestanden haben, denn der Wassermann schenkte dem Bauern als Botenlohn ein goldenes Huhn und sagte:

„Höre mich und bleib dabei!
Gibst du jeden Tag ihm einen Schoppen Reis,
Legt es jeden Tag ein goldnes Ei!“

Da nahm der Bauer das goldne Huhn mit nach Hause, und weil er jeden Tag ihm einen Schoppen Reis gab und es ihm jeden Tag ein goldenes Ei legte, wurde er gar bald ein reicher Mann und konnte glücklich und in Frieden leben.

Die Frau des Bauern aber war habsüchtig. Sie sagte bei sich: „Sollte das Huhn wirklich nur jeden Tag ein Ei legen können? zwar hat ja der Wassermann gesagt:

„Höre mich und bleib dabei:

Gibst du jeden Tag ihm einen Schoppen Reis...

Wenn ich ihm aber mehr gebe, legt es gewiß auch mehr. Der Wassermann wird gewiß nicht gewollt haben, daß wir so viele goldne Eier kriegen.“ Da gab sie ihm viele Schoppen Reis. Da wurde das Huhn wie verwandelt, flog weit davon und auf zum Himmel. Der Bauer und die Bäuerin wurden auch so arm, wie sie vorher gewesen waren.

Die Eule.

Es war einmal ein Knabe mit Namen Siebenwichtig. (japanisch : Shichiyô). Der lebte mit seiner lieben Mutter zusammen. Eines Tages war er, wie immer, nach draußen gegangen. Weit, weit war er fortgegangen. Die Sonne ging unter; die Sterne kamen; es wurde dunkle, dunkle Nacht. Der Knabe kam noch immer nicht nach Haus. Wohin war er wohl gegangen? hatte er ganz die liebe Mutter vergessen und wie sie auf ihn wartete? Die arme Mutter! Ja, in Sorge und Angst zog sie rasch ihr Schuhzeug an, stob zum Hause hinaus, suchte hier, suchte dort, ging in die Felder, in den Wald, suchte in Berg und Tal, konnte aber Siebenwichtig nicht finden. „Siebenwichtig komm! Siebenwichtig komm!“ rief sie immerzu. Aber nirgends kam Antwort. Da starb sie zuletzt an Jammer, noch immer rufend. Da wurde sie im Todé zur Eule. Die ruft und ruft und ruft die ganze Nacht: „Siebenwichtig komm! Siebenwichtig komm!“ Ängstlich ist der Ruf und voll Jammer. Auch war die Mutter damals beim Fortgehen so eilig gewesen, daß sie am rechten Fuß schwarzes Schuhzeug, am linken aber weißes anzog. Das ist darum auch bei der Eule noch so.

Der Weih und der Rabe.

Der Weih war früher der Färber unter den Vögeln. Tuch färben, Kleider färben ist kein leichtes Geschäft; es braucht Sorgfalt, es braucht viel Zeit und Mühe. So raschhin läßt sich das nicht gut machen.

Der Wiedehopf wußte das. Er ging rechtzeitig zum Weih und bestellte lange voraus. „Machst es mir schön hübsch prächtig! Auf die Zeit kommt es nicht an. Es mag auch gerne etwas kosten“, sagte er. Da färbte der Weih auf die schönste Weise und zog auch allerlei Muster hinein. Das gefiel dem Wiedehopf gar gut, „Sehr schön ist es geworden“, so meinte er, „dort bitt' ich noch ein wenig Grün hinein, und hier das Blau neben dem Gelb könnte noch tiefer sein. Es hat ja Zeit. Auch der Streifen dort dürfte noch etwas länger sein. Ich gebe Euch gerne, was Ihr dafür verlangt.“ Da nahm sich der Weih Zeit und machte alles nach Wunsch und schuf ein Meisterstück und das Gewand wurde so prächtig, wie kaum ein anderer Vogel es hat. Darum hat, der es trägt, auch seine Lust, darin zu stolzieren.

Der Rabe war immer spät daran. Er brauchte aber das Gewand. „Färbt es nur rasch!“ rief er zum Weih, „einerlei wie! Rasch! Daß es gefärbt ist!“ Der Weih aber hatte viele andere Gewänder zu färben von anderen Vögeln, die alle vorher bestellt hatten, und wollte den Auftrag zuerst gar nicht annehmen. Der Rabe kam wieder und drängte: „Noch immer nicht? Wann färbst du mir's denn endlich? Meine Kinder auch warten darauf.“ Spät in der Nacht kam der Weih dazu, nahm die einfachste Farbe und färbte des Raben

Kleid schwarz. Der Rabe kam und sah es. Er krächzte vor Wut: „Wo in aller Welt gibt es das? Den anderen Vögeln gibst du die buntesten Farben, färbst Kringel und Streifen, rote oder weiße oder grüne Brust und prächtigen Schweif. Mir hast du nur Schwarz gegeben, ist denn Schwarz überhaupt eine Farbe?“ Der Weih erwiderte nicht viel: „Jeder tut, was er kann,“ sagte er, „Färben braucht Zeit, Sorgfalt und Geduld; soll es allzu rasch sein, wird es auch darnach.“ Seitdem kann der Rabe den Weih nicht leiden; wo er auf ihn trifft, gibt es Streit.

Der Blumenmann.

(Hana-saka-sizi)

Es war einmal ein guter alter Mann und eine gute alte Frau. Die trafen eines Tages ein armes Hündlein, das jammerte und winselte; es hatte nichts zu fressen und zu beißen, und niemand nahm sich seiner an. Da sagten die beiden Alten: „Komm du zu uns! Wir wollen schon für dich sorgen.“ So erbarmten sie sich des Hündleins und zogen es auf. Eines Tages ging der Mann mit dem Hunde über Feld. Plötzlich blieb der Hund stehen, kratzte immerfort den Boden, als wollte er sagen: „Da! Da! Grabe da!“ Da grub der Alte an der Stelle nach. Da war da lauter Gold. Das nahm er und brachte es nach Hause und seine gute Frau freute sich.

Es war aber auch ein böser Mann und eine böse Frau, die hörten davon und wollten auch Gold haben. „Leih mir den Hund!“, sagte der böse Mann zu dem guten, und der gute Mann in seiner Freundlichkeit lieh ihm das Tier. Da ging der böse Mann mit dem Hunde aus; der Hund aber wollte gar nicht recht mit ihm gehen. Da zerrte der Mann ihn hin und her, dahin und dorthin und wartete bei sich immer, ob der Hund nicht bald den Boden kratzen würde, um ihm den Schatz im Boden anzuzeigen. Aber der Hund tat gar nicht darnach. Da riß ihn der böse Mann mit Gewalt zu Boden und schrie: „Jetzt kratze endlich einmal!“ Da sank der Hund zu Boden und kratzte auch mit den Füßen vor lauter Schreck und Weh die Erde auf. Als aber

der böse Mann nachgrub, kam lauter Dreck und wüster Unrat heraus. Da wurde der Mann wütend und schlug den Hund tot und verscharrte ihn am Wegerand. Ein kleines Kiefernbaumchen stand dort.

Da hörte der gute alte Mann, was geschehen, und wie sein gutes Hündlein so jämmerlich ums Leben gekommen. „Ach“, sagte er, „was kann ich doch nur dem armen tun? Ich will wenigstens sein Grab pflegen.“ Und so ging er und begoß mit Wasser die kleine Kiefer, darunter das kleine Hündlein begraben lag. Da wurde die Kiefer rasch zu einem großen Baum, und als der gute Alte daraus einen Mörser machte und Korn darin stampfte, da hatte er immer Korn genug, er konnte aus dem Mörser so viel Korn nehmen, als er nur wollte. Da wollte auch der böse Mann soviel Korn haben, kam und borgte den Mörser und stampfte. Was aber war es mit dem Mörser? Wollte der Mörser nicht? Als der böse Mann stampfte, kam lauter Ungeziefer heraus, daß er sich schier nicht davor retten konnte. Da wurde der Mann zornig und verbrannte den Mörser, daß nur die Asche übrig blieb.

Der gute Mann hörte, was geschehen war. „Ach“, sagte er, „was ist da nur zu machen? Ich will wenigstens das sammeln, was von dem Mörser übriggeblieben ist.“ So ging er und sammelte die Asche der Mörsers. Als der gute Mann aber die Asche auf Baum und Busch und Kraut streute, da kamen überall Blumen und Blüten heraus; auch die vertrocknetsten Pflanzen fingen wieder an zu blühen. Da nahm er die Asche, zog im Lande umher und rief:

„Heja! heja! heja!

Der Blumenmann ist da!

Allüberall im Grün
Läßt er die Blumen blüh'n.
Auch der verdorrte Baum
Blüht auf im Blütenraum.
Was tot war, das erwacht
Zu neuer Lebensmacht.
Kommt all' und seht es nah!
Der Blumenmann ist da!"

Da kam gerade der Fürst mit großen Gefolge des Weges gezogen, vernahm davon und ließ den Alten vor sich kommen. Und als der Alte die Bäume und Büsche aufs herrlichste erblühen ließ, da war der Fürst und alle mit sehr erfreut. Mit Schätzen und reichen Gewändern lohnte es der Fürst. Wie freute sich da die gute alte Frau, als ihr Mann voll Glückes nach Hause kehrte! Der böse Alte aber hörte davon, nahm sich auch Asche, und zog aus, vor dem Fürsten sich zu zeigen. Aber was war es mit der Asche? Und was war es mit den Fürsten und seinem Gefolge? Als der böse Alte die Asche streute, erhob sich ein Wind, und die Asche stob dem Fürsten und seinem Gefolge ins Gesicht, und kein Baum, kein Strauch erblühte. Da ergrimmte der Fürst. Das Gefolge packte den Mann. Harte Prügel bekam er da. Blutend kam er zurück. Seine Frau aber, die ihn von weitem kommen sah, eilte freudig auf ihn zu, denn sie dachte, er komme mit Schätzen und reichen Gewändern zurück. „Welch' prächtig rotes Gewand!“ rief sie, „hat dir der Fürst überreichen lassen!“ Als sie aber näher kam, sah sie die blutigen Striemen am Leibe des Mannes. Da verging ihr alle Lust. Sie wurde krank und starb. Der Mann sank auch auf sein Lager und starb eines elenden Todes.

Schwarzwurzel, Rettich und Rübe.

Schwarzwurzel, Rettich und Rübe heizten miteinander das Bad. „Wer darf zuerst baden?“ meinte der Rettich, „Schwarzwurzel, geh' du hinein!“ „Mir ist es zu heiß“, sagte der Rettich zur Rübe. Die Rübe hatte es eilig. Sie stürzte sich hinein. Da war das Bad überheizt. Die Rübe wurde feuerrot. Der Rettich badete hernach, als das Wasser gerade die rechte Wärme hatte. Daher wurde er so schön weiß. Die Schwarzwurzel hat am Ende überhaupt noch nicht gebadet. Deshalb ist sie so schwarz.

Däumling.

(Issun-bôshi)

Es war einmal ein Mann und eine Frau; die waren schon recht alt und hatten immer noch kein Kind und hätten doch so gern ein Kind gehabt. Da ging die Frau zum Tempel beten und sprach: „Gib uns doch ein Kind! Gleichviel was für eines — wenn es nur ein Kind ist. Gib uns das Kind!“ Da bekamen sie ein Kind. Das war nur einen Zoll lang und war nicht größer als ein kleiner Daumen; Issun-bôshi, das ist Ein-Zoll-Männchen, nannten es die Leute. Die Eltern erschrakten erst, daß das Kind so klein war. „Es wird schon groß werden,“ trösteten sie sich; und als das kleine Kindchen immer munter und fröhlich war und nicht so viel schrie und weinte wie die andern Kinder, da sagten die Eltern: „Es ist ein besonderes Kind, wird auch etwas ganz Besonderes werden. Die Leute werden schon die Augen aufmachen.“ Und als das Kind rascher sitzen, stehen und gehen lernte als die anderen Kinder und bald sprechen konnte, da merkte man, daß es ein kluger und gescheiter Knabe war, der gut durch die Welt kommen würde. „Was braucht er so lang und groß zu sein,“ meinten die Eltern bei sich, „am Ende ist es auch einmal von großem Vorteil, wenn man klein ist. Ganz berühmte Leute, die es weit in der Welt gebracht haben, sind klein und niedrig gewesen.“ „Aber,“ sagten sie dann wieder insgeheim, „schön wäre es doch, wenn er groß würde.“

Zwölf Jahre war Däumling bei Vater und Mutter gewesen. Aber als das neue Jahr kam, hielt es ihn nicht länger zu



Hause. „Laßt mich die weite Welt sehen,“ sprach er zu Vater und Mutter; „ein junger Mann darf nicht immer zu Hause bleiben; er muß hinaus in die Welt und muß die Welt kennenlernen; er muß zur Hauptstadt, wo der Tennô und die Minister sind, und muß zeigen, was er kann, damit er es auch zu etwas bringt. Bitte, laßt mich hinaus in die weite Welt!“ Da wurde den Eltern wohl schwer zu Mute; sie wollten sich nicht gerne von dem lieben Kinde trennen. Sie hatten große Sorge um den Kleinen; denn wie würde der kleine Mann ganz allein durch die Welt und ihre Gefahren kommen? Aber als er Tag für Tag immer wieder bat, gewährten sie ihm endlich seine Bitte und sorgten sich nur, daß er zur weiten Reise auch gut ausgerüstet würde. Ein jeder freie junge Mann führt ein Schwert. Was aber sollte das Schwert des Däumlings sein? Die Mutter gab ihm eine lange Nähnadel, und als Schwertscheide nähte sie ihm dazu ein kleines Säckchen, in das die Nadel gerade hineinging. Die Reise ging über See – was aber sollte das Schiff sein? Eine Eßschale war gerade groß genug und recht für den Kleinen; die Eßstäbchen dazu mußten die Ruder sein.

So fuhr er denn am Naniwa-Strande ab zum großen Yodo-Flusse hin (über den bei Osaka heute die Riesenbrücken gehen) und ruderte von da immer weiter flußaufwärts, der Hauptstadt Kyoto zu. Die Nacht kam; er lenkte sein Schiffchen dem Ufer zu ins hohe Schilf hinein. Wie Riesenbäume standen die Gräser über dem kleinen Schiff. Der volle Mond ging auf und schimmerte im Tau der Gräser. Es war eine wunderschöne Nacht, und Däumling, der vom Rudern müde geworden war, schlief stille in seinem Boot. Um Mitternacht bewölkte sich der Himmel. Gewitter zog auf. Es blitzte und donnerte. Es goß in Strömen. Das Wasser schwoll,

Ein Sturm setzte ein und raste über das Land. Da kam Däumling in große Not. Sein Schiff schaukelte wild auf den Wellen; der Sturm schleuderte es hierhin und dorthin. Fast wäre Däumling umgekommen. Da, in höchster Not, kam ein Riesenkahn vorbei; ein Boot mit einem Fischer war es, der da nächtens gefischt. Däumling rief. Aber kaum hörte jener die winzige Stimme. Fast wäre der rettende Kahn wieder vorbeigefahren. Der Fischer aber hatte plötzlich aufs Wasser gelauscht. „Was für ein seltenes Wesen ruft da mit feinem Stimmchen?“ sprach er bei sich. Da sah er plötzlich die Eßchale auf dem Wasser schwimmen und griff nach ihr. Da war der kleine Däumling darin und so wurde er gerettet. Der Mann im Boote aber war höchlichst erstaunt. „Wohin will es mit dir, du kleiner Wicht?“ fragte er. Da gab der Däumling ihm Rede und Antwort, sagte, daß er zur Hauptstadt wolle und die Welt sehen. Da freute sich der Mann über den mutigen fröhlichen Kleinen und wünschte ihm viel Glück zu der Reise. „Wer frischen Mut hat wie du“, sagte er, „der bringt es weit.“

Eine Strecke, so wird auch erzählt, reiste Däumling wieder auf dem Lande. Aber der winzige Däumling kam mit seinen kleinen Schritten nur wenig voran und der Weg war weit. Da kam ein Mann mit einem Packpferd vorüber, der reiste nach der Hauptstadt. „Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!“ rief der kleine Däumling. „Mein Tier ist schon über-schwer beladen“, sagte der Roßtreiber, „auf dem Rücken des Pferdes ist kein Platz mehr.“ „So laßt mich bitte ins Ohr sitzen“, bat Däumling. Da kam dies dem Manne doch lustig vor. „Gut, kleiner Wicht, das will ich dir erlauben“, meinte der Mann, „das Pferd wird es ja schon ertragen.“ Da ritt Däumling im Ohr des Pferdes. Er ritt und ritt. „Kommt

die Hauptstadt nicht bald?“ fragte er. „Noch lange nicht,“ sagte der Mann, „die Hauptstadt ist weit.“ Nach einer langen Weile fragte er wieder: „Kommt die Hauptstadt noch immer nicht?“ — „Die Hauptstadt ist weit,“ sagte der Mann. Die Sonne brannte heiß; Staub wirbelte in der Luft. Berge tauchten auf und verschwanden wieder in der Ferne. Über Brücken- und Stege ging der weite Weg. Andere Reisende kamen. „Kommt die Hauptstadt?“ fragte Däumling. „Sie kommt,“ sagte der Mann. Immer mehr Leute zogen die gleiche Straße der Hauptstadt zu. Da vernahm Däumling, im Ohre des Pferdes sitzend, aus den Gesprächen der Leute, mancherlei, was in der Hauptstadt sich zutrug: von hohen Herren und tapferen Rittern, von schönen Prinzessinnen, von Ammen und Händlern und Dienern, von mächtigen Teufeln und unheimlichen Gesellen, und wie man es in der Welt zu etwas bringen könne. Da brannte sein Herz, die Hauptstadt zu erleben und Abenteuer zu bestehen.

Da sahen sie die schönen Berge auftauchen, zu deren Füßen die Hauptstadt ausgebreitet liegt, und schon hielt das Pferd an der Fünferbrücke (Gosho-bashi), und Däumling stieg mit vielem Danke vom Pferde ab. Was für ein Leben und Treiben war da auf der Brücke! Wieviel Karren, Kutschen, Wagen, Lastträger, vornehme Herren und Damen, reiche Bürger, kräftige Bauern, wieviel Volk auf den Straßen! Der kleine Däumling mußte gar acht geben, nicht zertreten zu werden. Die Leute wunderten sich, daß er so winzig war, aber ebenso bewunderten sie seine Klugheit und Geschicklichkeit.

Da besah sich nun Däumling die ganze Hauptstadt: Die großen Tempel im Schatten der Bäume der Berge, die Theater und Schaubühnen, die reichen Kaufläden in den großen

Geschäftsstraßen, die Wohnsitze der vornehmen Herren. In dem kaiserlichen Palastgarten ging er ehrfürchtig-stille. „Auch ich,“ dachte Däumling da, „muß ja dem Reiche dienen. Ich muß meine Dienste einem der führenden Männer anbieten.“ Es sprachen aber alle Leute in jenen Tagen von dem großen Kanzler Sanshō. Mit einem Male war Däumling vor das Haus des Kanzlers gekommen. Ein Garten umschloß das Haus. Durch das Gartentor ging nun Däumling hinein und schritt kühn durch den weiten Garten hindurch bis zum Eingang in das Innere des Hauses. Große Holzschuhe (Geta) standen dort. Als niemand kam, rief Däumling. Der Kanzler hörte es und kam selbst heraus, fand aber niemand. „Es war doch, als ob jemand gerufen hätte“, sagte der Kanzler. „Hier bin ich“, rief Däumling. Da schaute der Kanzler hin und her, und endlich bemerkte er den winzigen Däumling. Die Holzschuhe hatten den Kleinen ganz verdeckt. Da faßte der Kanzler den Kleinen mit zwei Fingern, hob ihn hoch und setzte ihn auf seinen Fächer. „Wo kommst denn du her, kleiner Kerl? fragte der Kanzler hochbelustigt. „Ich komme von Naniwa und ich bin hierher gekommen, Euch meine Dienste anzubieten.“ Da wunderte sich der Kanzler nicht wenig über den kleinen Mann, der so weit her gereist gekommen, und behielt ihn zunächst einmal bei sich.

Es war aber Haru-hime, zu deutsch die Frühlingsprinzessin, in diesem Hause, jung und schön wie eine Blume, die Tochter des großen Kanzlers. Als die den Däumling sah, gefiel er ihr gar gut; sie spielte mit ihm, und Däumling saß auch bei ihr, wenn sie lernte. Da kam er nach und nach in allen Künsten und Wissenschaften schnell voran, denn er war flink und gescheit, und was er einmal gemerkt hatte, vergaß er nicht wieder. Eines Tages, als die Prinzessin

dichtend auf der schönen Gartenbrücke saß und mit feinem Pinsel Verse auf langen schmalen Goldpapierstreifen schrieb, wehte ein Windstoß den Goldstreifen weg; hoch am kleinen Zweige eines großen blühenden Kirschbaums blieb der Streifen hängen. Die Zweige aber neigten sich weit über das Wasser vor, so daß der Streifen leicht hätte in das Wasser fallen können. Da kletterte Däumling leicht und behende bis auf das zarte Zweigchen vor und rettete das kostbare Gedicht und legte den goldenen Streifen der schönen Prinzessin zu Füßen.

Eines Tages ging die Prinzessin zu dem Tempel des Lauteren Wassers (japanisch Kiyo-mizu-dera) beten, und Däumling und viele Diener begleiteten sie. Hoch am waldigen Berge liegt der prächtige Tempel, und mächtige Quellen brechen dort aus dem Felsen. Kühl ist es dort, und wild und hoch ist der Wald, und Affen und mancherlei wilde Tiere hausen da im Bergwald. Als die Prinzessin auf dem Heimweg war, kam plötzlich ein fürchterlicher Teufelskerl aus dem Felsdickicht hervor und wollte auf die Prinzessin los. Die ganze Dienerschaft schrie entsetzt auf und rannte um die Wette auf und davon. Nur Däumling blieb, stellte sich vor die Prinzessin und fuhr den Teufel zornig an. Der Teufel aber lachte und grinste und packte den Däumling und verschluckte ihn mit Haut und Haar. Da war der Däumling nun, weil er so klein war, unversehrt selbst in den Bauch des Teufels gekommen. Er zog sein kleines Schwert und stach nach Leibeskräften überall herum. Da konnte es selbst der Teufel nicht aushalten, hielt sich den Leib und schrie vor Schmerzen. Und schon war der Däumling auch wieder aus dem Leib des Teufels draußen. Der Teufel aber ließ alles und rannte heulend vor Schmerzen davon.

Da hatte er aber seinen Zauberhammer liegen lassen. Däumling las ihn auf und übergab ihn der Prinzessin. „Sieh nur, was für ein niedliches Ding“, sagte die Schöne und in ihrer Freude hob sie ihn hoch und rief:

„Schwinge, lieber Hammer, schwinge!
Bring uns alle guten Dinge!
Eins, zwei, drei, und schwing und dreh,
Was wir wünschen, das gescheh’!“

So schwang und drehte sie dreimal den Hammer. Da wurde der kleine Däumling größer und größer und war zuletzt wie ein schöner großer junger Mann.

In der ganzen Stadt aber sprach man von dem tapferen Helden, der den Teufel besiegt. Auch der Kaiser im Palaste vernahm davon und verlieh dem Manne einen neuen Namen — Horikawa Shosho war der Name — und hohen Adelsrang. Der Kanzler auch war hocheifrig und gab die Frühlingsprinzessin dem wackeren Manne zur Frau. Der aber zog nach Naniwa, seine alten Eltern zu besuchen. Wie erstaunt waren sie, als sie den schönen hochgewachsenen jungen Mann erblickten! Kaum konnten sie es glauben, daß es ihr eigener Sohn sei. Und wie verwunderten sie sich erst, als sie hörten, was für ein berühmter großer Mann er geworden und daß er die Frühlingsprinzessin als Braut erworben. Da zogen die Eltern mit dem Sohne in die Hauptstadt, und die Hochzeit wurde gar prächtig gefeiert. Und sie lebten alle zusammen in Glück und Freude. Und der Sohn leistete dem Reich die höchsten Dienste.

Der Mann mit der Warze.

(Kobu-tori)

Es war einmal ein guter alter Mann, der hatte eine große Warze auf der Backe und wäre die Warze so gern losgeworden. Aber keiner konnte ihm da helfen. Eines Tages war er, wie immer, in den Wald gegangen, Holz zu lesen. Da fing es plötzlich an zu regnen. Es goß in Strömen. Der Alte mußte Schutz suchen vor dem Regen. Da war ein alter Baum, der war innen ganz hohl: in den ging der Mann hinein. Die Nacht kam, und alles wurde stockdunkel. Da mußte der Mann wohl oder übel die Nacht im Walde bleiben. Endlich hörte es auf zu regnen — und der Alte kam aus der Baumhöhle heraus — wie erstaunt aber war er da! Da war die ganze, ganze Halde voll grüner und roter Teufel, die tranken. Da hätte der Mann wohl erschrecken mögen vor all den fürchterlichen Teufeln. Sie waren aber alle so fröhlich und vergnügt, daß dem Manne auch ganz lustig ums Herz wurde: und weil die Teufel so mächtig sangen und riefen und tanzten, und weil er selbst auch gut singen und tanzen konnte, wollte er auch, selbst vor den Teufeln, einmal seine Künste zeigen. Da kam er plötzlich hervor und tanzte den Teufeln einen schönen lustigen Tanz vor. Da waren die Teufel hochofrenut und sagten, er solle eine Wunsch tun, so wollten sie ihm zum Danke den Wunsch erfüllen. Da sagte er, die Teufel möchten ihm von der Backe die große Warze wegnehmen. Das taten die Teufel. Glückliche und schön kam der Mann nach Hause zurück.

Das hörte ein Mann von der Nachbarschaft, der auch eine große Warze auf der rechten Backe hatte. Da ging er auch nächstens in den Wald zu dem hohlen Baum, wo der gute Alte gewesen war. Dieser Mann aber war griesgrämig und hatte kein so gutes Wesen. Und als die Teufel nun lustig waren, war er verdrossen und sein Tanz wollte gar nicht gelingen. „Schlecht, schlecht getanzt!“ riefen die Teufel. Und als er verlangte, sie sollten ihm die Warze von der Backe wegnehmen, — „Dir?“ sagten die Teufel, „du mußt noch was Besonderes bekommen zum Andenken! Da ist noch die andere Warze, die wir dem guten Alten abgenommen, die kriegst du auf die andere Backe!“ Da hatte er nun auf beiden Backen Warzen und kam verdrießlich wieder ins Dorf zurück.

Urashimatarô

Wieviele schöne Inseln liegen in der blauen See! Wieviele Buchten sind da ferne, weit von hier im großen Meer! Ura heißt ferne, weit hinten die Bucht; shima heißt Insel oder Strand. Ura-shima-tarô, von dem wir nun erzählen, ist der Mann der fernen Inselbuchten. Weit ist er übers Meer gefahren, übers weite, tiefe Meer — und wohin ist er da gekommen?

Der junge Urashima-Tarô ging zum Meeresstrande, um zu fischen. Da sah er Kinder, die hatten eine große Schildkröte gefangen und spielten mit ihr, neckten und quälten sie. Er hatte Mitleid mit dem Tier und kaufte es den Kindern ab und nahm es mit sich. Und als er an eine Stelle gekommen war, wo das Meer tief war, da ließ er die Schildkröte frei. Da schwamm sie fröhlich im Meere.

Bald darnach, als Urashima-Tarô eines Tages im Meere fischte, kam die große Schildkröte angeschwommen und sagte: „Höre mich an, guter Urashima-Tarô! Ich möchte dir so gerne danken und dir es vergelten, daß du mir das Leben gerettet hast. Komm mit mir! Ohne Sorge komm mit mir! Mein Rücken ist so stark und breit; darauf fährst du wie auf einem großen sicheren Boote. Zu fernem schönem Strande bring ich dich! Komm mit! Komm mit!“ Da setzte sich Urashimatarô auf den Rücken der Schildkröte. Und so reiste er weit durch das Meer. Da waren Fische viel, große und kleine, lange und breite, dicke und platte, dünne und welche wie ein Kreis so rund und welche wie ein dünner Stecken.

Die grüßten alle freundlich, wenn sie vorüberkamen. Da sagte die Schildkröte: „Nun mach einmal die Augen zu!“ Da machte er sie zu. „Nun kannst du sie wieder aufmachen!“ sagte die Schildkröte. Da machte er sie wieder auf. Da war er mit der Schildkröte in einem Nu viel tausend Meilen durch das tiefe Wasser gereist. Da zeigte sich ein wunderbares Schloß, aus Perlen, Gold und Edelsteinen gebaut; das schimmerte und leuchtete im blauen Meere, daß es eine Pracht war. Urashima fragte die Schildkröte, was das für ein Schloß sei. Da sagte sie: „Das ist der Drachenpalast. Der König des Meeres, der Drachenkönig wohnt darin.“ Sie kamen nun an das große Tor. Da wurden sie mit hohen Ehren empfangen und in das Innere des Palastes geleitet. Der Drachenkönig selbst erschien und empfing die Gäste. Da gab es der Herrlichkeiten viele, Gold und Silber und Kostbarkeiten, so viele man sich nur denken mochte. Und Speise und Trank waren köstlich wie nirgends sonst. Und des Drachenkönigs einzige liebliche Tochter kam; so schön war sie, wie Urashima noch niemanden gesehen. Er mußte sie immer anschauen, die edle Drachenprinzessin, so schön war sie. Sie neigte sich zu ihm so freundlich und sprach: „Bleibe bei mir und wohne in dem Palaste! Und alles im Palaste soll Dir dienen! Schön und herrlich sollst Du leben! Und bei mir sein!“

Da blieb er bei ihr. Und sie lebten Beide in Glück und Freuden. Die Schildkröte war schon wieder davon geschwommen. Und lange Zeit verging. „Drei Jahre“, dachte Urashima, „sind nun um“, und sann und sann. Und auf einmal stieg in seinem Herzen ein Sehnen auf. „Ich muß einmal zurück; ich möchte doch so gern die alte Heimat wieder sehen“, sagte er. Da suchte ihm die Prinzessin das aus-



zureden: im Drachenschlosse sei es doch viel schöner, sagte sie ihm. Sie bat und flehte, daß er bliebe. Doch sein Entschluß wurde nur immer fester. Sie sah, daß sich nichts dagegen machen ließe.

Da nahm Urashima Abschied von dem Drachenpalast, vom Drachenkönig und von der schönen Prinzessin und von allen anderen. Da schenkte ihm die Prinzessin zum Abschiede ein kleines Kästchen; das sollte er gut verwahren und ja nicht aufmachen, so werde er immer wie im Drachenschlosse freudig leben.

Die große Schildkröte wurde gerufen, und sie trug Urashima wieder zum Strande zurück, von wo sie ihn einst geholt hatte. Urashima stieg an das Land, dankte der Schildkröte vielmals und verneigte sich grüßend vor ihr, und sie schwamm zurück ins weite Meer. Er aber ging, die alte Heimat zu schauen. Da stand noch das Haus, wo er gewohnt hatte; aber es waren andere Leute darin, die kannte er nicht, und sie kannten ihn auch nicht. Vater und Mutter, Bruder und Schwestern waren nicht mehr. Da mußte Urashima des Drachenpalastes gedenken und der schönen Prinzessin, und plötzlich fiel ihm das Kästchen ein, das er doch nicht aufmachen sollte. Aber er hatte solch ein brennendes Verlangen es zu öffnen, das Kästchen, das die liebe Prinzessin ihm gegeben! Da machte er es auf. Da kam ein weißer Rauch heraus und streifte über Urashima hin. Da wurde sein Haar mit einem Mal schneeweiß und seine Gestalt bejahrt und alt. Ein Jahr im Drachenpalast sind tausend Jahre der Menschenwelt. Wieviel Jahre hatte Urashima da gelebt in Glück und Liebe und Freude wie in einem Traume!

Federgewand.

I.

Ein Fischer fischte am blauen Meer. Da sah er mit einem Male hinter einer Klippe eine wunderschöne Maid, so schön, wie er sie nie gesehen, im Meere baden, und wie er näher kam, sah er noch andere acht solche himmlische Wesen. Sie hatten alle ihr schneeweißes Federgewand abgelegt und badeten in der kühlen, klaren Flut. Da schlich sich der Fischer hinzu, die Gewänder zu nehmen. Da fuhren die Achte erschrocken auf, stürzten eilig an den Strand, ergriffen die Gewänder, zogen sie an und schwebten auf gen Himmel davon. Nur die eine, die der Fischer zuerst gesehen, schwamm noch immer unbekümmert froh in den Wellen. Da nahm der Fischer das Gewand heimlich weg. Als sie nun aus den Wellen stieg, fand sie nirgends ihr Gewand. Da wurde sie untröstlich, denn sie konnte nun nicht wieder gen Himmel schweben.

Da kam der Fischer hervor. Da sagte sie: „Gib mir mein Federgewand! Hab Erbarmen mit mir! Mit dem Gewand hab ich alles verloren und bin arm wie niemand. Denn ich kann nicht wieder auf gen Himmel fliegen, von woher ich doch gekommen bin.“ Da sah der Fischer ihre schöne himmlische Gestalt und liebte sie von Herzen und hätte um alles in der Welt gerne ein so liebliches hohes himmlisches Wesen in seiner armen Hütte gehabt. Und er sagte: „Hab Erbarmen mit mir! Denn in meiner kleinen, niedrigen, schilfgedeckten Hütte bin ich ganz allein. Niemand Liebes

ist da mit mir; bei Wind und Wetter, bei Sturm und hohen Wellen, bei Tag und auch bei Nacht muß ich mein hartes Tagewerk tun und fischen und fischen; aber wenn ich müde und von Regen und Wetter naß zu meiner Hütte komme, brennt kein Feuer, mir etwas zu kochen und mich zu erwärmen, und keine freundliche Hand berührt mich. Komm Du mit mir in meine Hütte und lebe mit mir!“ Da konnte sie wohl nicht anders, denn er hatte das Federgewand. Sie ging mit ihm und wurde seine Frau. Da lebte sie nun mit ihm in der engen, rauchigen Hütte das armselige Leben, war gut und liebend zu dem Manne. Und lange Zeit verging. Aber in ihrem Herzen mußte sie doch immer des schönen Himmels gedenken, woher sie gekommen. Immer stärker wurde das Verlangen in ihr. Und siehe, da entdeckte sie eines Tages mit einem Male das Federgewand an dem Platze, wo der Mann es sorgsam versteckt und vergraben hatte. Schnell nahm sie es heraus, zog es an, eilte hinaus vor die Hütte an den Strand am blauen Meere und schwang sich in die Luft und schwebte gen Himmel.

Alles Himmlische dient im Irdischen und kehrt wieder dahin, woher es gekommen. —

Federgewand.

II.

Weit dehnt sich der silberweiße Strand von Udo am blauen Meere hin, und hoch in die Wolken ragt dahinter der Berg aller Berge, der hohe Fuji. Ein Fischer ging, an dem Strande zu fischen. Da sah er eine himmlische Maid in den Wellen baden. Sie hatte das schneeweiße Schwanengewand, wie es die Himmlischen haben und womit sie auf- und niedersteigen, auf einen Felsen am Strande gelegt und schwamm und tauchte und hatte ihre Freude in der klaren blauen Meeresflut. Da schlich der Fischer leise zu dem Felsen und nahm das Gewand und versteckte es bei sich. Da stieg die Maid aus dem Wasser und konnte doch ihr Gewand nicht finden. Da merkte sie, daß es der Fischer genommen und versteckt hatte. Da bat sie den Fischer, klagte und jammerte, daß er ihr doch das Federgewand wiedergebe. Der Fischer aber stand noch immer geblendet von ihrer Schönheit und wußte nicht was sagen; denn er war in seiner armen Hütte elend und allein, hatte nicht Weib und Kind, und hätte gern ein solches liebes Wesen in seinem Dasein gehabt. Aber wie er sie so stehen sah in ihrem himmlischen Glanze und wie sie so innig von Herzen bat, da war sie ihm so schön und hoch, daß sie sein ganzes Herz erfüllte. Und da wollte er nur noch eins: sie tanzen sehen im lieblichsten himmlischen Reigen, und dann mochte kommen, was wollte; er hatte das Schönste, das Himmlische, gesehen, und das mußte ihm für immer genug sein. Da bat er sie, daß

sie doch tanze. Da sagte sie: „Irdische Augen dürfen den himmlischen Reigen nicht sehen, aber dieses allereinigste Mal, und weil es nun doch einmal so gekommen ist, daß du mein Schwanengewand hast, ohne das ich nicht sein, noch leben, noch schweben kann, will ich vor dir tanzen, so du mir das Gewand wiedergeben wirst.“ Da versprach er es ihr. Und sie tanzte vor ihm auf dem silberweißen Sand am blauen Meere unter dem strahlenden Himmel. Da vergingen dem Manne schier die Sinne, so schön war, was er sah. Und er gab ihr das Gewand. und sie schwebte in die himmlischen Höhen.

Wespenbräutigam.

Es war einmal ein Edelmann, der hatte drei Knechte, Tarô, Kankichi und Sanzô. Eines Tages hatte Kankichi im Stall die Pferde zu besorgen; Sanzô ging mit dem Herrn in die Stadt. Tarô, dem ersten Knechte, aber war befohlen Gras zu mähen. Als er nun hinaus zur Wiese ging, begegnete er unterwegs einer Schar Kinder; die hatten ein Wespennest gefunden und warfen mit Steinen darauf und quälten die Tiere. Tarô sah es und hatte Mitleid und nahm aus seiner Brusttasche ein wenig Geld und kaufte die Wespen, nahm sie mit sich in die Berge und ließ sie dort frei.

Drei Tage vergingen; da rief der Herr die drei Knechte und sagte: „Heute fällt ein großer Stein von meinem Dach herunter. Wer von Euch ihn auffängt, daß er nicht auf den Boden fällt, dem gebe ich meine einzige Tochter zur Frau.“ Als die Knechte das hörten, meinte Kankichi, der zweite Knecht, stolz: „Ich bekomme sie sicher zur Frau!“ und auch Sanzô, der dritte Knecht, prahlte und rühmte, daß er sie kriegen würde. Tarô, der erste Knecht, dachte aber, daß ihm doch nie ein solches Glück heschert werden würde, und ging wie immer auf die Wiese hinaus, Gras zu mähen. Als er nun da Gras mähte, war es ihm doch, als sängen feine Stimmen immerfort einen zarten Gesang:

Tarodono Tarodono ya	Tarô, edler Tarô hör'!
Yade kara schide kuru ôishe wa	Von dem Dach herab der Stein
Ishi de wa nakute shibukami da	Ist kein Stein, es ist nur Pappe,
Shibukami daa bun bun bun	Pappe, Pappe, summ, summ, summ.

Da blickte Tarô hin; „da habe ich eine gute Lehre bekommen!“ sagte er und ging frischen Muts nach Hause. Der Abend kam, es wurde stockdunkel. Der Edelmann stieg auf das Dach, und die drei Knechte mußten unten stehen. Da ließ der Edelmann einen Stein, viele Meter lang und breit, vom Dach herunterrollen. Es polterte und rollte und krachte; Kankichi und Sanzô liefen schreiend davon. Nur Tarô breitete die Hände und Arme aus und fing, was da herunterrollte, und hielt es auf, daß es nicht auf den Erdboden kam. Da war das lauter Papp-Papier.

Da bekam Tarô des Edelmanns einzige Tochter zur Frau und wurde selbst zum Edelmann und großes Glück war mit ihm.

Der kluge Rat.

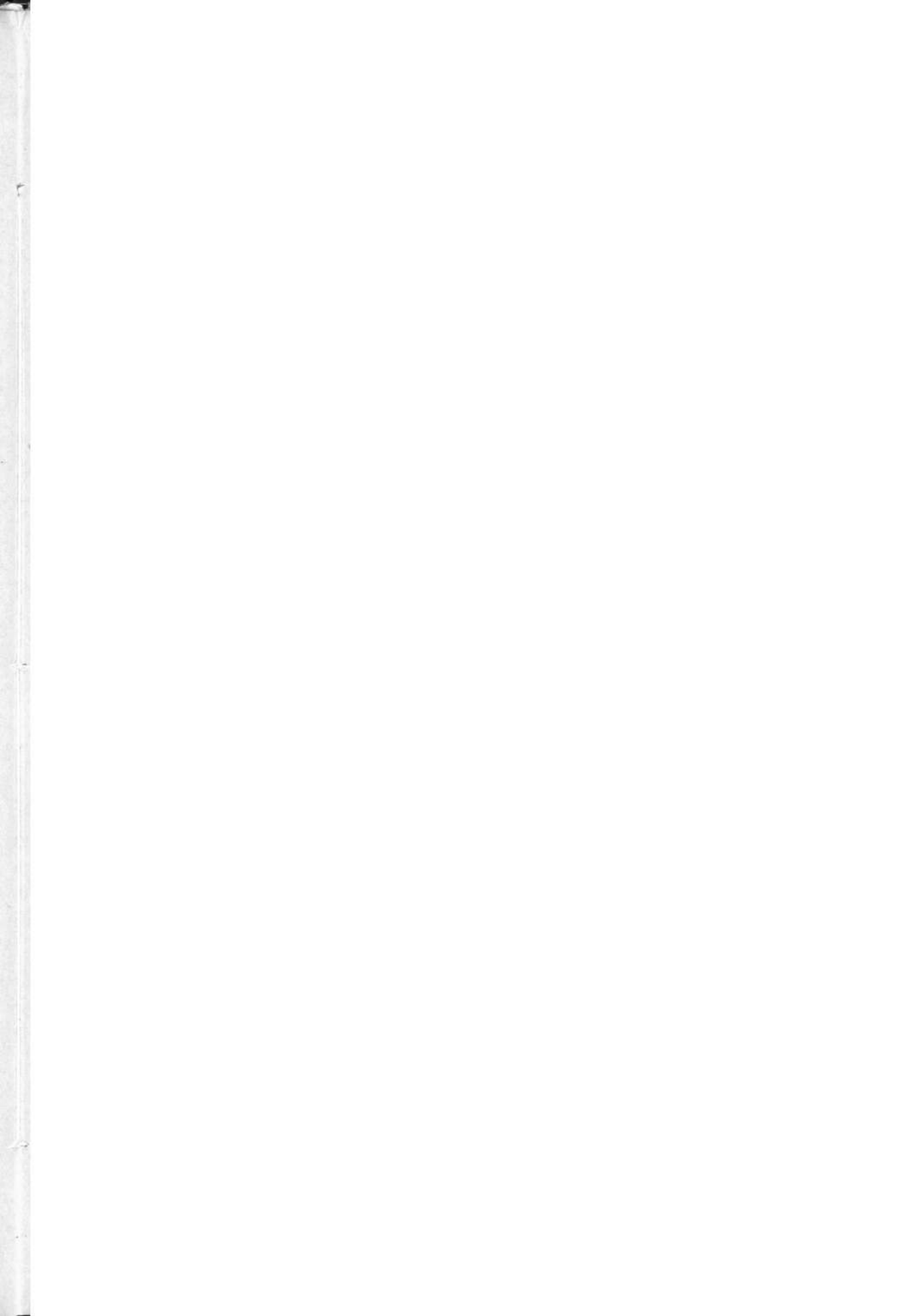
Einst wurde dem Fürsten des Reiches von einem anderen Reiche jenseits des Meeres ein großer Edelstein geschenkt. Der war so groß und kostbar, wie man ihn nie zuvor gesehen hatte. Da freute sich der Fürst und alles Volk mit ihm. Es war aber mit diesem Geschenke eine Aufgabe verbunden und die Frage war, ob jemand im Reiche diese Aufgabe lösen könne und ob die Leute in dem Reich so klug wären wie die des Reiches über See. Wenn sie die Aufgabe nicht lösen konnten, so hatten sie verloren. Der große Edelstein nämlich hatte ein winziges Löchlein und das ging kreuz und quer und im Bogen durch den dicken Edelstein, und da sollte man nun einen dicken Faden durchziehen.

Da berief der Fürst alle Großen und Weisen, sie sollten die Aufgabe lösen; es sollte dem, der sie löste, die größte Belohnung werden; was er sich nur wünsche, wenn der Fürst es vermöge, sollte es ihm erfüllt werden. Sie dachten her und dachten hin, sie schlugen in den Büchern nach, suchten und blätterten; aber da war guter Rat teuer. Sie machten bedenkliche Gesichter und schüttelten die Köpfe. Diese Prüfung war ihnen zu hoch; sie konnten sie nicht bestehen. Es hatte aber der Fürst den klügsten und tapfersten seiner Ratgeber einst von sich gestoßen und ihn in den tiefsten Kerker gesetzt. Da saß der Mann im dunklen Turm hinter den Eisengittern in Not und Elend. Es schlich sich aber sein Sohn nächtens zu ihm; der war treu und liebte seinen Vater herzlich und hätte ihm so gerne geholfen. Darum kam er wieder und wieder bei Nacht, wenn die Wälder

schliefen oder nicht genau sehen konnten, und brachte seinem Vater allerlei Gutes und erzählte dem einsamen Vater, was alles im Reiche geschah. Da berichtete der Sohn dem Vater auch von dem großen Edelstein und dem winzigen Löchlein, das hindurchging und wodurch man den Faden fädeln sollte, und von der großen Belohnung, und daß einem der höchste Wunsch erfüllt würde, wenn der Fürst es vermöchte. Da sann der Vater nach in dem Turme, wo er gefangen saß; denn wer gefangen ist, hat viel Zeit zu sinnem Tag und Nacht. Da war da viel Ungeziefer, zu nichts nutze, in dem Gefängnis, die Menschen quälend. Ameisen krochen da, bauten und liefen, und wenn nur irgend etwas Süßes da war, so kamen sie durch jedes winzige Löchlein herein und gingen wieder hinaus, und niemand konnte das wehren. Da sagte der Vater, als der Sohn nächteus wieder kam: „Hier nimm die Ameise mit dir und binde ihr einen Faden um den Leib und dann streiche etwas Süßes in das Loch des Edelsteins, wie es die Ameisen mögen, so kriecht sie gewiß hinein und geht durch den Edelstein überall durch und fädelt den Faden mit sich durch.“

Da ging der Knabe an den Hof des Fürsten und meldete sich. Da wurde er vor den Fürsten geladen und gefragt, was er wolle. Da sagte er, er wolle die Aufgabe lösen, die dem Reiche gestellt wurde. Da waren alle höchlichst verwundert, und die Großen und Weisen und Würdenträger wollten die Sache nicht recht glauben. Da tat der Sohn, wie ihm der Vater gewiesen. Da sahen sie alle, wie der Faden durch den Edelstein gefädelt und die Aufgabe trefflich gelöst war. Da sagte der Fürst: „Du hast das Land gerettet. Wünsche dir, was du willst. Wenn wir es vermögen, werden wir dir den Wunsch gewähren.“ Da antwortete der Knabe: „Gebt

meinen Vater frei, das ist mein einziger und höchster Wunsch! Gebt meinen Vater frei und seid ihm wieder gut! Mein Vater gab den klugen Rat!“ Da sah der Fürst den Knaben an, und es bewegte ihn, wie das Kind so liebend für den Vater bat. „Du bist ein Kindesliebender Sohn“, rief der Fürst, „dir will ich alles schenken!“ Und auch des Vaters gedachte der Fürst, wie derselbe in den vergangenen Jahren klug das Reich gelenkt hatte, und wie er auch jetzt wieder den klugen Rat gegeben und das Reich gerettet hatte. Da gab er den Vater frei und nahm ihn wieder zu Diensten und gab ihm Amt und Würde. Und auch der Sohn trat in die Dienste des Reichs. Und Vater und Sohn kamen zu hohen Ehren.




Nachwort.

Die Absicht dieses kleinen Buches ist wesentlich, Kindern zum Feste Freude zu machen. Der Deutschen Gesellschaft für Natur und Völkerkunde Ostasiens, Tokyo, sei herzlich dafür gedankt, daß sie gestattete, aus einem größerem Werke des Verfassers, das bei ihr erscheinen soll, und in dem dann nähere Ausführungen, u.s.w. gegeben werden, einige Stücke im voraus zu bringen und hier einzureihen. Andere der hier gegebenen Märchen sind jedoch eigens einzig für die Kinder und für dieses Büchlein erzählt.



Diese Datei ist ein Anhang zur Webseite
bohnerbiographie.zenwort.de

Erstellt am 31. Mai 2018 von **Adi Meyerhofer**, München.

Der zugrundeliegende Text ist nach japanischem Urheberrecht gemeinfrei. Die vorliegende elektronische Bearbeitung wird unter den Bedingungen der *Creative Commons*-Lizenz  4.0, d. h. „Namensnennung“ und „Weitergabe unter gleichen Bedingungen“ zur Verfügung gestellt (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>).



<https://bohnerbiographie.zenwort.de>